

PHILOSOPHIEREN MIT DEM HAMMER

PHILOSOPHIEREN MIT DEM HAMMER

*Sechs Sätze Nietzsches und die Kette,
die sie verbindet*

Nach einem Vortrag über Friedrich Nietzsche

Bernhard Buchhas

Gloggnitz · 2025

Verfasst und gesetzt von Bernhard Buchhas
Gloggnitz · 2025

*„Aus der Kriegsschule des Lebens. — Was mich nicht umbringt,
macht mich stärker.“*

— Friedrich Nietzsche, *Götzen-Dämmerung*,
Sprüche und Pfeile, Nr. 8

KAPITEL I

Der kranke Mann und der Hammer

Er steht auf Kaffeetassen und an den Wänden von Fitnessstudios, unter Fotos von Bodybuildern und in Reden von Motivationstrainern: *Was mich nicht umbringt, macht mich stärker*. Millionen benutzen diesen Satz als Durchhalteparole, als trotziges Versprechen an sich selbst. Kaum einer ahnt, dass der Mann, der ihn schrieb, damit fast das Gegenteil meinte. Kaum einer weiß, dass dieser Mann sein halbes Leben halb blind und von Schmerzen zerrissen im Bett verbrachte — ein Mann, dem das Leben jeden Grund gegeben hätte, das Gegenteil zu behaupten.

Sein Name war Friedrich Nietzsche: der meistzitierte Philosoph der Welt und zugleich der meistmissverstandene. Jeder kennt ein paar seiner Sätze oder Begriffe — Gott ist tot, der Übermensch, der Wille zur Macht —, und viele, die sie kennen, verstehen sie falsch. Sechs seiner berühmtesten Sätze verdienen es, im Licht seiner eigenen Worte noch einmal gelesen zu werden. Am Ende zeigt sich etwas, das kaum erzählt wird: Diese sechs Sätze sind keine sechs einzelnen Sprüche, sondern ein einziger zusammenhängender Gedanke, eine Kette, bei der ein Glied ins andere greift.

Um sie zu sehen, muss man bei einem einfachen Umstand beginnen: bei der Art, wie dieser Mann schrieb. Nietzsche kam 1844 als Sohn eines lutherischen Pfarrers in dem Dorf Röcken zur Welt. Der Vater starb früh, und der Junge wuchs in einem Haushalt voller Frauen auf — Mutter, Schwester, Großmutter und zwei Tanten. Man nannte ihn den kleinen Pastor, so ernst und gewählt sprach das Kind. Aus diesem frommen Jungen wurde der Mann, der Gott für tot erklärte. Seine Kritik an der Religion kam nie von außen; sie griff etwas an, das er von innen kannte bis in die Knochen.

Mit vierundzwanzig Jahren wurde er Professor für klassische Philologie in Basel, ohne abgeschlossene Promotion — ein Ausnahmefall, den man ihm rasch nachreichte. Eine glänzende Laufbahn hätte vor ihm gelegen. Doch sein Körper machte nicht mit. Nietzsche war seit seiner Kindheit schwer krank: rasende Migräneanfälle, Erbrechen, Magenkrämpfe, eine Sehschwäche, die ihn auf einem Auge fast erblinden ließ. Er selbst schätzte, dass er ein Drittel jedes Jahres krank im Bett verlor. Mit vierunddreißig Jahren gab er die Professur auf und lebte da-

nach als ruheloser Wanderer, den Sommer in den Schweizer Bergen, den Winter am Mittelmeer, immer auf der Suche nach einem Klima, das seinen Kopf verschonte.

Genau hier liegt der Schlüssel zu allem, was folgt. Ein Mann, der kaum lesen und schreiben kann, ohne dass ihm die Augen brennen, schreibt keine dicken Systeme. Er schreibt kurz, er schreibt in Blitzen. So entwickelte Nietzsche einen Stil aus knappen, funkelnden Aphorismen — einzelnen Sätzen, die für sich stehen und einschlagen wie ein Hammer. Er wollte das so; er nannte sein Denken einmal ein Philosophieren mit dem Hammer. Das ist seine Größe, und es ist seine Tragödie zugleich. Denn ein Satz, der gebaut ist, um allein zu zünden, lässt sich mühelos aus seinem Zusammenhang reißen. Nietzsches berühmteste Zeilen sind im Grunde die ersten viralen Sprüche der Philosophiegeschichte: so scharf geschliffen, dass man sie auf ein Plakat drucken kann — und sobald man das tut, bedeuten sie plötzlich, was der Leser will, nicht mehr, was ihr Schöpfer meinte.

KAPITEL 2

Gott ist tot

Kein Satz Nietzsches ist bekannter und keiner wird gründlicher missverstanden als diese drei Worte. In der heutigen Verwendung klingt er wie ein Triumphschrei, wie die Fanfare eines selbstsicheren Atheisten, der der Religion den Sieg abnimmt und ruft: Wir haben gewonnen, es gibt keinen Gott. Auf T-Shirts, in Songtexten, in hitzigen Debatten wird der Satz zur Trophäe des Unglaubens.

Der Satz steht in Nietzsches Buch *Die fröhliche Wissenschaft* von 1882, und er steht dort nicht als kühle Behauptung, sondern in einer kleinen, erschütternden Szene. Nietzsche erzählt von einem tollen Menschen, der am hellen Vormittag eine Laterne anzündet, auf den Marktplatz läuft und schreit: Ich suche Gott! Um ihn herum stehen Menschen, die selbst nicht an Gott glauben, und sie lachen ihn aus. Da wendet er sich zu ihnen:

„Wohin ist Gott? ... ich will es euch sagen! Wir haben ihn getötet — ihr und ich! Wir alle sind seine Mörder! ... Gott ist tot! Und wir haben ihn getötet!“

— Friedrich Nietzsche, *Die fröhliche Wissenschaft*, Drittes Buch,
§ 125: Der tolle Mensch

Man höre den Unterschied: Das ist kein Sieger. Das ist ein Erschütterter. Der tolle Mensch feiert nichts, er ist entsetzt. Wer gibt uns den Schwamm, um den ganzen Horizont wegzuwischen? Stürzen wir nicht fortwährend? Und dann sagt er einen Satz, der alles erklärt:

„Ich komme zu früh ... ich bin noch nicht an der Zeit. Diese ungeheure Tat ist noch unterwegs und wandert — sie ist noch nicht bis zu den Ohren der Menschen gedrungen.“

— Friedrich Nietzsche, *Die fröhliche Wissenschaft*, Drittes Buch,
§ 125

Die Menschen haben Gott getötet, aber sie haben noch nicht begriffen, was sie da getan haben. Was Nietzsche mit dem Tod Gottes meinte, war also keine Behauptung über den Himmel. Es war eine Diagnose über die Erde. Er sagte nicht: Es gibt keinen Gott. Er sagte etwas viel Unheimlicheres: Der Glaube an Gott ist in unserer Kultur unglaublich geworden, und mit ihm das ganze Fundament, auf dem der Westen zweitausend Jahre lang seine Werte gebaut hat — Gut und Böse, Sinn und Ziel. All das hing an diesem einen Nagel, und der Nagel hält nicht mehr.

Der Tod Gottes ist bei Nietzsche kein Grund zum Jubeln. Er ist eine Warnung — eine Warnung vor der Leere, die kommt, wenn eine ganze Kultur ihren höchsten Wert verliert und noch nichts an seine Stelle setzen kann. Nietzsche sah diese Leere kommen wie ein Arzt eine Krankheit kommen sieht. Und er hatte einen Namen für sie.

KAPITEL 3

Der Nihilismus: Arzt, nicht Patient

Fragt man zehn Menschen, was ein Nihilist ist, werden die meisten ungefähr dasselbe sagen: ein Nihilist ist jemand, dem alles egal ist, der glaubt, nichts habe Sinn, und der die Achseln zuckt. Und weil Nietzsche vom Nihilismus geschrieben hat, gilt er vielen als der Nihilist schlechthin — als der düstere Denker, der erklärt hat, dass alles bedeutungslos sei.

Das ist die Umkehrung der Wahrheit. Nietzsche war kein Nihilist. Er war der Arzt, der den Nihilismus diagnostizierte, um ihn zu bekämpfen. Für ihn war der Nihilismus nicht seine eigene Überzeugung, sondern die Krankheit seiner Zeit, die er heraufkommen sah — er nannte ihn den unheimlichsten aller Gäste, der bereits vor der Tür stehe: die Lehre nach dem Tod Gottes, die Entwertung aller Werte, das Gefühl, dass am Ende doch alles umsonst sei.

Nietzsche unterschied dabei zwei Formen, und dieser Unterschied ist der Kern seines Denkens. Es gibt den passiven Nihilismus: die Erschöpfung, den Menschen, der aufgibt, der nur noch nach Betäubung sucht, nach Bequemlichkeit, nach einem Leben ohne Risiko und ohne Schmerz. Und es gibt den aktiven Nihilismus: die zerstörerische Kraft, die die alten, morschen Werte niederreißt — nicht aus Verzweiflung, sondern um Platz zu schaffen für etwas Neues.

Denn Nietzsches Frage war nie: Wie halte ich aus, dass alles sinnlos ist? Seine Frage war das genaue Gegenteil: Wenn die alten Werte gefallen sind, wer schafft dann die neuen? Der Tod Gottes reißt ein Loch in die Welt, und Nietzsche wollte wissen, wer groß genug ist, dieses Loch zu füllen — nicht mit einem neuen Gott, sondern aus sich selbst heraus. Diese Frage braucht eine Antwort, und Nietzsche gab ihr eine Gestalt: einen Namen, eine Figur. Es ist die berühmteste und die missbrauchteste seiner Ideen.

KAPITEL 4

Der Übermensch: keine Rasse, sondern eine Aufgabe

Wenn es ein Wort gibt, das man Nietzsche gestohlen und in sein Gegenteil verkehrt hat, dann ist es dieses. Für die einen ist der Übermensch der blonde, arische Herrenmensch, das Zuchtideal einer überlegenen Rasse — eine Lesart, die später von politischen Ideologien aufgegriffen und missbraucht wurde. Für die anderen, vor allem im englischen Sprachraum, wurde aus dem Übermenschen der Superman, der Mann mit Umhang und übermenschlichen Kräften, ein Comic-Held. Beide Bilder haben mit Nietzsche fast nichts gemeinsam.

Der Übermensch tritt zum ersten Mal groß auf in Nietzsches Buch *Also sprach Zarathustra*, erschienen ab 1883. Dort steigt ein Weiser namens Zarathustra vom Berg herab, um den Menschen etwas zu verkünden, und sein erster großer Satz lautet:

„Ich lehre euch den Übermenschen. Der Mensch ist etwas, das überwunden werden soll.“

— Friedrich Nietzsche, *Also sprach Zarathustra*, Zarathustras Vorrede, 3

Man achte genau auf dieses Wort: überwunden. Der Übermensch ist bei Nietzsche keine Rasse und keine Klasse von Menschen, die über anderen steht. Er ist ein Ziel, eine Richtung, etwas, das der einzelne Mensch aus sich selbst machen soll. Zarathustra sagt es in einem Bild:

„Der Mensch ist ein Seil, geknüpft zwischen Tier und Übermensch — ein Seil über einem Abgrunde.“

— Friedrich Nietzsche, *Also sprach Zarathustra*, Zarathustras Vorrede, 4

Der Übermensch ist die andere Seite, die noch nicht erreicht ist. Man erinnert sich an die Leere nach dem Tod Gottes: Der Übermensch ist Nietzsches Antwort darauf. Es ist der Mensch, der es aushält, dass ihm kein Himmel mehr die Werte vorschreibt, und der deshalb seine Werte selbst schafft; der nicht auf ein Jenseits wartet, sondern, wie Zarathustra es fordert, der Erde treu bleibt; der sein eigenes Leben formt wie ein Künstler sein Werk. Der Übermensch ist keine Frage der Geburt. Er ist eine Frage der Selbstschöpfung.

Und damit das Ausmaß dieser Verzerrung sichtbar wird: Nietzsche hat dem Übermenschen eine Gegenfigur zur Seite gestellt, den letzten Menschen. Er ist das Zerrbild, vor dem Nietzsche sich fürchtete — bequem, satt, ohne Sehnsucht. Er will kein Risiko, keine großen Fragen, keine Höhen und keine Tiefen, nur seine kleine Lust für den Tag und seine kleine Lust für die Nacht. Er hat, wie Zarathustra spottet, ein kleines Glück gefunden und blinzelt zufrieden. Der Feind des Übermenschen ist bei Nietzsche also nicht der schwache Mensch anderer Herkunft. Sein Feind ist der zufriedene, mutlose, seelenlose Mensch, gleich woher er kommt.

Auch das Bild der blonden Bestie, mit dem man Nietzsche Jahrzehnte lang als Beweis für eine angebliche Rassenlehre begegnet ist, gehört zu diesen Verzerrungen. Es stammt aus der *Genealogie der Moral*, wo Nietzsche vom alten Kriegeradel der Frühzeit spricht, vom Raubtier im Menschen — und dabei ausdrücklich mehrere Völker aufzählt: römische, arabische, germanische, japanische Adelsgeschlechter. Es ist gerade keine Aussage über eine einzige überlegene Rasse. Es ist ein Bild für einen frühen, ungezähmten Menschentyp, quer durch alle Kulturen. Wer daraus eine arische Herrenlehre macht, hat den Text nicht verstanden; er hat ihn verraten.

KAPITEL 5

Der Wille zur Macht: Selbstüberwindung statt Herrschaft

Schon der Klang dieser Worte hat etwas Bedrohliches. Man hört Herrschsucht heraus, die Gier, andere zu unterwerfen. In dieser Deutung wird Nietzsche zum Propheten der Rücksichtslosigkeit, zum Philosophen für alle, die glauben, das Recht des Stärkeren sei das einzige Gesetz — ein Handbuch der Skrupellosen.

Auch hier liegt die verbreitete Version daneben, und zwar in zwei Punkten. Der erste betrifft die Idee selbst. Nietzsche meinte mit dem Willen zur Macht nicht Herrschaft über andere Menschen. Er suchte nach einem einzigen Grundtrieb, der alles Lebendige antreibt, tiefer noch als der bloße Wille zu überleben — und diesen Trieb fand er nicht im Überleben, sondern im Wachsen, im Über-sich-hinaus-Wollen. Eine Pflanze, die ins Licht strebt; ein Kind, das laufen lernt; ein Künstler, der an seinem Werk verzweifelt und weitermacht; ein Denker, der eine schwere Frage nicht loslässt — für Nietzsche war das derselbe Grundzug des Lebens: nicht bloß bestehen, sondern mehr werden. Dieser Trieb kann sich schöpferisch zeigen oder erobernd, im Künstler ebenso wie im Feldherrn. Nietzsche wertete das nicht, er beschrieb es. Und die höchste Form dieses Willens war für ihn nicht der Tyrann, der andere niederhält, sondern der Mensch, der Macht über sich selbst gewinnt — der sich selbst beherrscht, formt, steigert. Selbstüberwindung, nicht Fremdbeherrschung.

Der zweite Punkt betrifft ein Buch. Es gibt ein dickes Werk mit dem Titel *Der Wille zur Macht*, das viele für Nietzsches philosophisches Hauptwerk halten; Generationen haben daraus zitiert. Es gibt nur ein Problem: Nietzsche hat dieses Buch nie geschrieben. Er hatte über Jahre mit dem Gedanken gespielt, ein großes systematisches Werk unter diesem Titel zu verfassen, füllte Notizhefte mit Fragmenten, verwarf den Plan aber kurz vor dem Ende seines Schaffens endgültig. Das Material floss in andere, fertige Bücher. Was später unter diesem Titel erschien, stellten fremde Herausgeber aus seinen nachgelassenen Zetteln zusammen, sortiert nach eigenem Gutdünken. Als die Nietzsche-Forscher Giorgio Colli und Mazzino Montinari die Originalzettel Jahrzehnte später mit dem gedruckten Buch verglichen, war die Sache eindeutig: Als geschlossenes Hauptwerk

Nietzsches existiert *Der Wille zur Macht* nicht. Wer den echten Nietzsche sucht, sollte nicht ausgerechnet bei diesem Buch beginnen.

KAPITEL 6

Herren- und Sklavenmoral: eine Diagnose, kein Rezept

Kaum ein Wortpaar Nietzsches wird so kalt zitiert, um eine brutale Welt zu rechtfertigen. Die Lesart geht so: Es gibt die Herren, die Starken, die sich nehmen, was sie wollen, und es gibt die Sklaven, die Schwachen, die aus Neid eine Moral erfunden haben, um die Starken zu fesseln. Nietzsche, so heißt es, stehe auf der Seite der Herren und verachte die Schwachen; er liefere die Philosophie für alle, die kein Mitleid mit den Durchhaltenden hätten.

Um zu sehen, warum das den Kern verfehlt, muss man verstehen, was Nietzsche in seinem Buch *Zur Genealogie der Moral* von 1887 eigentlich tat. Genealogie bedeutet Herkunftsgeschichte. Er hielt keine Predigt darüber, wie man leben soll. Er stellte eine historische, fast naturwissenschaftliche Frage: Woher kommen unsere Begriffe von gut und böse überhaupt? Wer hat sie erfunden, und warum?

Seine Antwort war eine Ausgrabung. Ursprünglich, so Nietzsche, bedeutete gut einfach: vornehm, stark, lebensvoll; und schlecht bedeutete: gewöhnlich, niedrig. Die Mächtigen nannten sich selbst gut, ohne schlechtes Gewissen. Dann aber, so seine These, kam es zu einer Umwälzung, die er den Sklavenaufstand in der Moral nannte. Die Unterdrückten, die sich nicht wehren konnten, vollzogen eine Rache im Geiste: Sie deuteten die Werte um. Aus dem Starken wurde der Böse, aus dem sanften, demütigen Leidenden wurde der Gute. Für die Triebkraft dahinter wählte Nietzsche bewusst ein französisches Wort: Ressentiment — der aufgestaute Groll der Ohnmächtigen, der schöpferisch wird und Werte gebiert.

Nun kommt der entscheidende Punkt, den fast alle überspringen. Das ist eine Beschreibung, kein Befehl. Nietzsche legt frei, wie unsere Moral entstanden sein könnte. Er sagt nicht: Seid nun grausam zu Schwachen. Er zerlegt die Herkunft von gut und böse, wie ein Anatom einen Körper zerlegt. Ob das, was er ausgräbt, schön oder hässlich ist, ist eine andere Frage; er stellt sie, er beantwortet sie nicht. Und gerade weil es eine Beschreibung war, ließ sie sich so leicht missbrauchen. Wer nur die Worte Herr und Sklave herausgriff und den Rest wegließ, konnte daraus eine Rechtfertigung der Gewalt basteln. Man nahm die Diagnose und verkaufte sie als Rezept. Das ist, als würde man einen Arzt, der eine Krank-

heit beschreibt, zum Anstifter der Krankheit erklären.

KAPITEL 7

Die ewige Wiederkehr: der Dämon und die größte Prüfung

Dieser letzte Satz trägt einen Namen, der düster klingt, und zeigt doch das Gegenteil — die andere Seite dieses kranken, einsamen Mannes: die Seite, die Ja sagte. Im August 1881, bei einem Spaziergang am Silsersee, unweit eines hochaufragenden Felsblocks bei Sils-Maria, kam Nietzsche ein Gedanke, der ihn nicht mehr losließ. Er stellte ihn als eine Frage, fast als ein Experiment:

„Wie, wenn dir eines Tages oder Nachts ein Dämon ... nachschliche und dir sagte: Dieses Leben, wie du es jetzt lebst und gelebt hast, wirst du noch einmal und noch unzählige Male leben müssen; und es wird nichts Neues daran sein, sondern jeder Schmerz und jede Lust und jeder Gedanke und Seufzer ... muss dir wiederkommen, und alles in derselben Reihe und Folge ... Würdest du dich nicht niederwerfen und mit den Zähnen knirschen und den Dämon verfluchen, der so redete? Oder hast du einmal einen ungeheuren Augenblick erlebt, wo du ihm antworten würdest: du bist ein Gott und nie hörte ich Götlicheres!“

— Friedrich Nietzsche, *Die fröhliche Wissenschaft*, Viertes Buch,
§ 341: Das größte Schwergewicht

Die ewige Wiederkehr ist bei Nietzsche kein Lehrsatz über die Physik der Zeit. Sie ist eine Prüfung, ein Maßstab für das eigene Leben. Sie fragt: Lebst du so, dass du diesen Augenblick unendlich oft wiederholen wolltest? Ein Mensch, der bei diesem Gedanken erschauert, lebt an sich selbst vorbei. Ein Mensch, der Ja dazu sagen kann, hat sein Leben angenommen, mit allem Schweren darin.

KAPITEL 8

Amor fati: die Liebe zum Schicksal

Für dieses Ja hatte Nietzsche eine Formel, und es ist vielleicht das Schönste seiner Worte:

„Ich will immer mehr lernen, das Notwendige an den Dingen als das Schöne sehen: so werde ich einer von denen sein, welche die Dinge schön machen. Amor fati: das sei von nun an meine Liebe!“

— Friedrich Nietzsche, *Die fröhliche Wissenschaft*, Viertes Buch,
§ 276: Zum neuen Jahr

Die Liebe zum Schicksal heißt nicht, das Schicksal zu ertragen, sich damit abzufinden. Sie heißt, es zu lieben — gerade auch das Notwendige, das Schwere, das Unabänderliche. Und jetzt schließt sich der Kreis zu dem Satz, mit dem alles begann. Er steht in einem von Nietzsches letzten Büchern, der *Götzen-Dämmerung* von 1888, ganz oben in einer Sammlung kurzer Sprüche, und er trägt dort eine Überschrift, die man fast immer weglässt: *Aus der Kriegsschule des Lebens*. Dieser Satz ist kein Fitnessspruch. Er ist die persönliche Bilanz eines Mannes, der die Hälfte seines Lebens im Krankenbett verbrachte, halb blind, von Schmerzen zerissen, verlassen von fast allen Freunden — eines Mannes, dem das Leben Grund genug gegeben hätte zu verzweifeln, und der stattdessen den Satz schrieb, dass gerade das Leiden, das ihn nicht zerbrach, ihn geformt hat. Aus dem Mund dieses Menschen ist es kein Slogan. Es ist Amor fati in fünf Worten: die Liebe zu einem Schicksal, das kaum zu lieben war.

KAPITEL 9

Die Kette

Das waren alle sechs Sätze: sechs Sprüche, sechs Missverständnisse, sechs Mal richtiggestellt. Doch sie sind keine sechs einzelnen Sprüche. Sie sind eine einzige Kette, und man sieht, wie ein Glied ins andere greift.

Am Anfang steht der Tod Gottes: Das Fundament, auf dem der Westen zweitausend Jahre lang seine Werte gebaut hat, ist weggebrochen. Das ist das erste Glied. Was daraus folgt, ist der Nihilismus: die Lehre, die Gefahr, dass am Ende nichts mehr zählt, dass alles gleich viel oder gleich wenig wert ist. Das ist das zweite Glied. Doch Nietzsche wollte in dieser Lehre nicht bleiben. Er stellte die Frage, die alles antreibt: Wenn kein Gott mehr die Werte vorschreibt, wer schafft dann neue? Seine Antwort ist der Übermensch, der Mensch, der seine Werte selbst erschafft. Das ist das dritte Glied. Doch woraus schöpft dieser Mensch die Kraft dazu? Aus dem, was Nietzsche den Willen zur Macht nannte — nicht die Macht über andere, sondern den Trieb, über sich selbst hinauszuwachsen. Das ist das vierte Glied. Und bevor man neue Werte schaffen kann, muss man begreifen, dass die alten gemacht sind und nicht vom Himmel gefallen. Genau das zeigt die Genealogie der Moral: dass unser Gut und Böse eine Geschichte hat, einen Ursprung, und deshalb auch ein Ende haben kann. Das ist das fünfte Glied. Und ganz am Ende steht die härteste Prüfung: Kann ein Mensch sein Leben, ohne Gott, ohne Jenseits, ohne fremden Trost, so annehmen, dass er es unendlich oft wiederholen wollte? Das ist die ewige Wiederkehr, und wer sie besteht, hat das Amor fati erreicht. Das ist das sechste und letzte Glied.

Das ist kein Sammelsurium von Sprüchen. Es ist ein einziger Weg, den Nietzsche in sechs Etappen gedacht hat, und wer nur einen einzelnen Satz herausgreift, hält bloß ein Glied in der Hand und hat die Kette verloren.

KAPITEL 10

Der Hammer, den er hinhält

Bleibt die Frage, mit der alles begann: Warum wird gerade dieser Denker so gründlich missverstanden? Weil Nietzsche selbst die Waffe geschliffen hat, mit der man ihn erschlägt. Er schrieb Sätze, die für sich allein stehen und zünden sollten. Er wollte, dass seine Zeilen einschlagen, und genau diese Schärfe machte sie herausreißbar. Einen Denker, der in tausendseitigen Systemen schreibt, kann man schwer verkürzen. Einen, der in Blitzen schreibt, kann jeder für seine Zwecke einspannen. Die Größe seines Stils war die offene Flanke seines Werks.

So bleibt am Ende die eine Frage, die Nietzsche hinterlässt und die er, ganz in seiner Art, ausdrücklich nicht beantwortet. Wenn der alte Himmel leer ist, wenn kein Gott und keine Tradition mehr vorschreiben, was gut und was böse ist — wer schafft dann die eigenen Werte? Schafft man sie selbst, jeden Tag, aus eigener Kraft? Oder trägt man einfach weiter, was andere einem ungefragt vererbt haben, und nennt es die eigene Überzeugung? Nietzsche zwingt keine Antwort auf. Er hält den Hammer hin und tritt zur Seite.